

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Margolin, Julius
Reise in das Land der Lager

Aus dem Russischen von Olga Radetzkaja

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42406-3

SV

Julius Margolin

REISE IN DAS LAND
DER LAGER

Aus dem Russischen
und mit einem Nachwort
von Olga Radetzkaja

Suhrkamp

Das Original des 1946/1947 entstandenen Buches trägt den Titel *Putešestvie v stranu ze-ka*. Eine vollständige russische Ausgabe ist bis heute nicht erschienen. Eine erste unvollständige deutsche Übersetzung wurde 1965 u. d. T. *Überleben ist alles* im Pfeiffer Verlag München veröffentlicht. Nähere Angaben in der editorischen Notiz am Schluss des Bandes.

Erste Auflage 2013

© Le Bruit de temps, 2010

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42406-3

REISE IN DAS LAND DER LAGER

ERSTER TEIL

Anstelle eines Vorworts

Lange vor Beginn des Zweiten Weltkriegs hatte ich vor, einmal in die Sowjetunion zu fahren.

Ich lebte damals in Łódź, in Polen. In unserem Land herrschte großes Interesse an der Sowjetunion. Allerdings war das Interesse in Warschau von anderer Art als in Paris oder New York: In Polen hatte man die hundertfünfzig Jahre russischer Herrschaft und den Krieg von 1920 noch gut in Erinnerung, man hatte eine gemeinsame Grenze mit der Sowjetunion, und Russland war von jeher eine reale Bedrohung und eine naheliegende Verlockung. Die Kommunistische Partei war bei uns verboten. Im agrarisch geprägten katholischen Polen mit seiner schwach entwickelten Industrie und seinem verschwindend kleinen Proletariat fehlte ihr die Basis. Die jüdische Jugend war zu zehn bis 15 Prozent kommunistisch orientiert. Gott weiß, was die unglücklichen Träumer aus den polnischen Ghettos sich unter dem Kommunismus vorstellten. In den dreißiger Jahren wurden Radeks »Pamphlete« und Bucharins *Historischer Materialismus* in den Straßen von Łódź von Fuhrwerken herab verkauft. An Lenins Todestag im Januar und zum Jahrestag der »drei S« wurde regelmäßig eine rote Fahne an Telegraphendrähten quer über die Straße gespannt, und jüdische junge Männer schlugen die Schaufenster der ebenfalls jüdischen Läden auf der Piotrkowska-Straße ein. Die radikale Intelligenzija berauschte sich an Broniewskis Gedichten über die »Hochöfen von Magnitogorsk«. In den kleinen Warschauer Theatern wurde unter tosendem Applaus Swetlows *Grenada* deklamiert. Touristen erkundeten auf Fahrten des sowjetischen Reisebüros INTURIST die große Heimat der Revolution.

Viele von ihnen kamen nach einer Woche Moskau mit einer Schachtel sowjetischer Schokolade und angenehmen Erinnerungen zurück. Wer zwei Wochen buchte, konnte auch in die Ukraine reisen. Wer sich eine drei- oder vierwöchige Reise leisten konnte, dem standen die Urlaubsorte des Kaukasus und Mittelasiens offen. So besuchte André Gide zum Beispiel Stalins Heimatort Gori und Friedrich Sieburg die Rote Arktis.

Jeder, der etwas schriftstellerisches Talent hatte, brachte aus der Sowjetunion einen Bericht über seine Eindrücke mit.

In den Jahren meiner sowjetischen Gefangenschaft dachte ich wieder an diese Literatur zurück. Manche der Reportagen waren ausgezeichnet geschrieben, voll feiner Beobachtungen, Scharfsinn und Eleganz. Im ganzen aber war diese Literatur von kindlicher Einfalt. Skeptiker wie Enthusiasten gleichermaßen hatten keine Ahnung von der Sowjetunion, sie hatten kein Recht, über einen Gegenstand zu schreiben, den sie so schlecht kannten. Für die Hunderttausende, die es wie mich in den Kriegsjahren tief ins sowjetische Hinterland verschlagen hat, ist die komische und zugleich tragische Diskrepanz zwischen dieser »Reiseliteratur« und der sowjetischen Wirklichkeit heute offensichtlich.

Neben dem offiziellen Tourismus existierte in Polen in den Jahren der Unabhängigkeit auch noch ein anderer, über den die Zeitungen nicht schrieben. Es verging kein Jahr und kein Monat, ohne dass Überläufer illegal die Grenze überquerten, Menschen, die nicht im kapitalistischen Polen bleiben wollten, sondern in ihr Gelobtes Land strebten, in die »Heimat aller Werktätigen«, auf der Suche nach Gerechtigkeit und Freiheit. Wir wissen nichts über das weitere Schicksal dieser Menschen. Warum hat keiner von ihnen je von sich hören lassen? ... Das waren keine berühmten Schriftsteller, keine Delegierten aus Amerika. Sie gingen unter wie Steine im Wasser, und keiner fragte mehr nach ihnen. Es waren namenlose kleine Leute, Eisenspäne, die der Traum von einer besseren Welt magnetisch anzog. Dabei wäre es überaus lohnend, diese Menschen zu befragen. Aus ihrem aufrichtigen, ungeschönten Bericht erführe man mehr als aus vielen Bänden offizieller Propaganda. In der Sowjetunion leben viele solche Menschen, und es ist schade, dass sie uns nichts von sich erzählen können.

In der Stadt Biała-Podlaska gab es auf dem Markt eine Bude, in der ein Jude Sodawasser verkaufte. Seine Kinder wuchsen zu Rebellen heran – sie beteten nicht zu Gott und ließen weder an Polen ein gutes Haar, noch wollten sie von irgendeinem fernen Palästina etwas wissen. Als der Jüngere erwachsen wurde und sich überzeugt hatte, dass die Chancen für eine Revolution in Biała-Podlaska nicht gut standen, einigte er sich mit ein paar Bauern im Grenzland, die ihn in einer dunklen Nacht auf die sowjetische Seite brachten. Das war 1931. Elf Jahre später bin ich ihm begegnet – in einem sowjetischen Lager, im großen, volkreichen Land

der Lagerhäftlinge, und ich habe seine Geschichte gehört, die tausend anderen Geschichten gleicht.

Das Land der Lager ist in keiner sowjetischen Karte eingetragen, man findet es in keinem Atlas. Es ist das einzige Land der Welt, wo es über die Sowjetunion keinen Streit, keinen Irrtum und keine Illusionen gibt.

In der Stadt Lublin lebte einst ein Ingenieur namens Melman, Besitzer eines technischen Büros. Falls irgendwo auf der Welt noch Verwandte von ihm leben, können sie hier etwas über den spurlos Verschwundenen erfahren.

Der Ingenieur Melman war ein unabhängiger, eigensinniger Mann. Mit dem Regime in Polen war er absolut nicht einverstanden. Er ging mit einer ganzen Gruppe »Unzufriedener« über die Grenze. Sie wurden noch am Grenzposten aufgegriffen, ins Gefängnis und weiter ins Lager geschickt. Dort habe ich ihn kennengelernt. Er hatte bereits mehrere Jahre Haft hinter sich und war ein ungewöhnlich schweigsamer Mensch, breit schultrig, mit dunkel gegerbtem Gesicht und finsterem Blick. Ich glaube nicht, dass er damals noch irgendwelche Überzeugungen hatte. Sein Ziel war es, nicht im Lager zu sterben. Doch das gelang ihm nicht. Er starb im Frühjahr 1944 im Besserungsarbeitslager Krugliza im Gebiet Archangelsk, an einem Darmverschluss. Jemand hatte ihm zwei zusätzliche Essensmarken geschenkt, und das hielt sein Körper, der keine normale Ernährung mehr gewohnt war, nicht aus.

1937 war das Schicksalsjahr für die »illegalen Touristen«. In diesem Jahr wurde in der Sowjetunion eine große Säuberung durchgeführt. Unter den Millionen, die in Lager gesperrt wurden, waren auch all jene, die aus dem Ausland in die Sowjetunion gezogen waren. Egal, ob auf legalem oder illegalem Weg. Ich erinnere mich an eine ganz junge Sanitätsschwester in der Krankenbaracke eines Lagers. »Weshalb sind Sie verhaftet worden?« – »Mein Vater stammt aus Lettland.« – »Und wie alt waren Sie, als er in die Sowjetunion kam?« – »Acht.« Das war kein Gespräch zweier Verrückter. In der Sowjetunion versteht das jeder ohne weitere Erklärung.

Ich bin nicht mit INTURIST nach Russland gefahren und auch nicht in einer dunklen Nacht über die Grenze gegangen. Ich war Tourist einer dritten, ganz besonderen Art. Ich brauchte nicht nach Russland zu fahren – Russland kam selbst zu mir. Und auch meine Reiseroute war eine ganz besondere, über die man bei INTURIST nichts erfuhr. Ich bekam

Russland nicht aus einem Fenster des Moskauer Hotels *Metropol* oder aus dem Speisewagen zu sehen. Stattdessen sah ich es aus dem vergitterten Fenster eines Gefängniswaggons und hinter dem Stacheldrahtzaun des Lagers hervor. Ich habe auf Transporten von einem Lager zum anderen, bei denen wir Häftlinge unter Flüchen durch die Wälder und armseligen Kolchosen des Nordens getrieben wurden, Hunderte Kilometer zu Fuß zurückgelegt, habe zweimal den Ural überquert – einmal im Viehwaggon und einmal auf der Gepäckablage eines Dritte-Klasse-Waggons –, habe in der tiefen sibirischen Provinz gelebt, bin wie alle zur Arbeit gegangen, in meiner Tasche das Dokument, auf das Majakowski so stolz war: ein sowjetischer Pass, ausgestellt auf fünf Jahre. Dieses Dokument besitze ich heute nicht mehr. Eben deshalb kann ich über die Sowjetunion Dinge schreiben, die unsere weisen Schriftsteller sich nicht hätten träumen lassen – Dinge, die ein Mensch mit sowjetischem Pass niemals schreiben könnte.

Leute, die mit dem sowjetischen System sympathisieren, glauben, dass meine Reiseroute nur unglücklich gewählt war und mich von den ruhmreichen sowjetischen Pfaden ins Abseits geführt hat. Ich war weder in Stalingrad dabei noch beim Sturm auf Berlin. Wäre ich dort gewesen, würde ich dann anders schreiben? Vielleicht. Meine Route war nicht selbst gewählt, es war die Sowjetmacht, die sie mir diktiert hat. Über Stalingrad weiß die Welt alles, über die Lager nichts. Wo liegt Russlands Wahrheit, in den Siegesparaden auf dem Roten Platz oder im Land der Lagerhäftlinge, das im geographischen Atlas fehlt? Natürlich muss man beides zusammen betrachten, als ein kohärentes Ganzes. Für mich gibt es keine Illusionen mehr, ich habe das unterirdische Russland gesehen. Ich *habe gesehen*. Diejenigen aber, die ihre Hoffnungen auf das Land der Räte setzen, mögen auch den vorliegenden Beitrag zur Kenntnis nehmen und ihn, soweit sie können, mit ihrem Gewissen in Einklang bringen.

1 September 1939

Im Sommer 1939 glaubten wir nicht an einen Krieg. Wir wussten alle, dass er unvermeidlich war. Aber niemand war darauf vorbereitet, dass er morgen beginnen würde. Die Realität hat gezeigt, dass auch die polnische Armee nicht vorbereitet war und die westliche und transatlantische Demokratie ebensowenig. Am allerwenigsten vorbereitet waren die Juden der Stadt Łódź – eine Viertelmillion zum Tod verurteilter Menschen. Wenige Tage vor der Katastrophe lief eine demonstrierende Menge durch die Straßen von Łódź. Auf ihren Transparenten stand: »Keine polnische Staatsbürgerschaft für Deutsche!« Als sie durch die jüdischen Straßen zogen, riefen die Demonstranten: »Juden, ihr seid als nächste dran!« ... Zwei Wochen später war Łódź in deutscher Hand.

Am Vorabend des Krieges erklärten die Polen französischen Korrespondenten, Polen sei stark genug, Deutschland auch ohne die Hilfe der Sowjets entgegenzutreten. Zwei Wochen später hätten sie eine solche Hilfe dankbar entgegengenommen, auf Knien, mit Blumenkränzen und Triumphbögen. Doch es war zu spät. Am 17. September 1939 marschierte die Rote Armee als Hitlers Verbündete in Polen ein.

Im Sommer 1939 glaubten wir nicht an einen Krieg. Tausende von Menschen, die sich nicht in Polen hätten aufhalten müssen, die das Land hätten verlassen können, wenn sie gewollt hätten, blieben aus Leichtsinne. Die Masse der jüdischen Bevölkerung blieb, wo sie war. Auf der einen Seite stand Hitler, auf der anderen die ganze Welt. Dass Deutschland sich zu einem Zweifrontenkrieg entschließen würde, schien unwahrscheinlich.

Erst am Abend des 23. August 1939 war klargeworden, dass es Krieg geben würde. An diesem Abend erfuhr die Welt von Stalins Pakt mit Hitler. Das Gefühl des Entsetzens, mit dem wir diese Nachricht aufnehmen, kann man mit dem Entsetzen von Zoobesuchern vergleichen, vor deren Augen das Tigergehege geöffnet wird. Die hungrigen Raubtiere erheben sich, die Käfigtür steht offen. Genau das war es, was der »Führer der Völker« am 23. August tat: Er ließ ein wildes Tier auf Europa los, er

gab der deutschen Armee seinen Segen für ihren Überfall auf Polen. Diesen »weisen Schritt«, den käufliche Schreiber umständlich zu rechtfertigen versuchen, haben zig Millionen mit dem Leben bezahlt. Russland hat für das Verbrechen des 23. August mit einem Meer von Blut und unmenschlichem Leiden bezahlt. Dies war nicht der kürzeste Weg zur Vernichtung Hitlers, aber der kürzeste Weg zur Verwüstung Europas. Diese Verwüstung begann im September 1939 mit Stalins Segen. Der »Führer der Völker« konnte mit dem Ausgang seines Spiels zufrieden sein, auch wenn sein ursprüngliches Kalkül nicht aufging. Der »Kampf der Raubtiere«, wie die Ereignisse der Jahre 1939/40 in der sowjetischen Presse bezeichnet wurden, musste hastig in einen »großen Krieg zur Verteidigung der weltweiten Demokratie« umbenannt werden. An die Stelle des schadenfrohen Lächelns, mit dem die sowjetische Führung dem Weltenbrand zugeschaut hatte, trat sehr bald ein Ausdruck des Entsetzens. Für uns, für die einfachen Bürger, mit deren Blut auf dem politischen Markt gehandelt wird, war der 23. August 1939 ein dunkler, unheilvoller Tag.

Zwischen dem ersten und dem 17. September erlebten wir ein erschütterndes Schauspiel: den Zusammenbruch Polens. Ein Staat mit einer Bevölkerung von 36 Millionen, eine ganze Welt mit Gut und Böse, mit historischen Traditionen und einer tausendjährigen Kultur stürzte ein wie ein Kartenhaus. Der Krieg war schon in der ersten halben Stunde verloren, als die polnischen Streitkräfte dem Ansturm der deutschen Panzerdivisionen bei Poznań nicht standhielten.

Dieser erste Septembertag begann in Łódź mit einem ganz normalen Morgen. Auf dem Schreibtisch eines Amtszimmers in der Behörde, wo ich gerade zu tun hatte, klingelte das Telefon. Der Mann hinter dem Schreibtisch nahm den Hörer ab, und plötzlich wurde sein Gesicht dunkelrot; er riss die Augen auf und brüllte in den Hörer: »Was? Was soll das heißen?«

Ich eilte zu ihm: »Ist bei Ihnen zu Hause etwas passiert?« Er legte den Hörer auf. »Die Deutschen haben aus der Luft angegriffen – Warschau, Krakau, Lwów ... es ist Krieg!«

Łódź wurde an diesem Tag noch nicht bombardiert. Aber am nächsten Morgen wurden wir von Detonationen geweckt. Am Himmel standen deutsche Geschwader in Dreiecksformation. Die vereinzelt Flakgeschosse konnten ihnen nichts anhaben ... Offensichtlich gehörte der

Himmel über unseren Köpfen schon Hitler: In dem Moment, als die Flugzeuge über mir hinwegflogen, wurde mir klar, dass nichts sie daran hinderte, ihre Bomben auf jeden beliebigen Platz und jede Straße der Stadt abzuwerfen; wenn sie es nicht taten, dann war das nur dem guten Willen der deutschen Befehlshaber geschuldet. Den Krieg hatten wir uns anders vorgestellt.

Am dritten Tag folgte ein Bombenalarm auf den anderen, ohne Pause. Die Arbeit brach zusammen, ebenso der Verkehr, Nachrichten über den Verlauf der Kampfhandlungen gab es nur von deutscher Seite. Das Unheil rückte näher. In der Nacht nach diesem dritten Tag begegnete mir im blinden, augenlosen, verdunkelten Łódź die erste Verrückte. Die Frau lief im Finstern die Trottoirs auf und ab, rang die Hände und stammelte unzusammenhängende Worte. Vielleicht war ihre Familie gerade eben von einer deutschen Bombe getötet worden, und sie wusste nicht mehr, wo sie hinsollte und wo sie zu Hause war. Sie war die erste: Hinter ihr rollte eine Lawine von menschlichem Leid auf uns zu. Ich erkannte die vertrauten Straßen meiner friedlichen Stadt nicht mehr, sie waren zu einem Dschungel geworden, in ihren schwarzen Ruinen verbarg sich der Tod.

Die Deutschen schlichen sich an wie ein riesiges, kaltes Reptil, und jeden Abend hörten wir die Stimme Hans Fritzsches: näselnd und langsam, giftig, gehässig, voll spöttischen Triumphs und drohender Untertöne. Die in Polen ausgestrahlte deutsche Sendung begann immer mit einer Moniuszko-Polnaise. Diese feierlich-fließende Melodie kann ich bis heute nicht hören, ohne zusammenzuzucken – als wäre ein Hakenkreuz daraufgeschmiert.

In der Morgendämmerung des fünften Tages verließ ich Łódź.

In aller Frühe hatte ich einen Anruf bekommen: »Wir haben noch einen Platz im Auto frei. Abfahrt in einer Viertelstunde.« An jenem Morgen standen die Deutschen fünfzig Kilometer vor der Stadt. Ich nahm meine Aktentasche und trat auf die Straße. Es war ein strahlend heller Septembertag. »Bis ich nach Hause komme, kann es gut einen Monat dauern«, dachte ich, »ich sollte besser einen Mantel mitnehmen.« Ich kehrte um und nahm meinen Sommermantel von der Garderobe, dann hängte ich ihn wieder zurück. Stattdessen nahm ich – man kann nie wissen – einen soliden Herbstmantel mit, in den das Etikett des Łódźer Herstellers *Ennigkeit* eingenäht war. Mit diesem *Ennigkeit* und meiner

Aktentasche, in die mir eine verwirrte Hausangestellte aus irgendeinem Grund meine Hausschuhe gepackt hatte, verließ ich Łódź.

Anders als andere Juden wusste ich genau, wo ich hingehörte: nach Palästina. Seit 1936 lebte ich dort mit meiner Familie; in Polen hielt ich mich in diesem Sommer nur als Gast auf. Nur mein polnischer Pass verband mich noch mit dem Land – und die Sentimentalität des polnischen Juden.

Vom Patriotismus der polnischen Juden kann man heute nur noch in der Vergangenheitsform sprechen. Es gibt keine polnischen Juden mehr. Die Polen, die in der Berek-Joselewicz-Straße wohnen, können auf uns und unsere Anhänglichkeit gut verzichten. Doch an jenem Morgen, als die lange Geschichte meiner Flucht begann, war ich aufrichtig bewegt, und in meinem Bewusstsein schob sich die polnische Tragödie vor jene andere Tragödie, an die allein ich hätte denken sollen: die Tragödie meines Volkes.

In den zwanzig Jahren seiner Unabhängigkeit hatte das Polen der Legionen drei Verbrechen begangen, für die es jetzt büßen musste: drei Fehler, von denen jeder einem Verbrechen vor der Geschichte und dem menschlichen Gewissen gleichkam. Das erste Verbrechen war seine Politik – die Politik eines Volkes, das eben erst das Joch nationaler Unterdrückung abgeschüttelt hatte – gegenüber den nationalen Minderheiten. Weißrussen, Ukrainer, Litauer und Juden wurden im polnischen Staat unterdrückt, sie waren nicht gleichberechtigt. Das zweite Verbrechen war die inhumane, aggressive Ideologie der polnischen Rechten, jener innenpolitische Zynismus, der – zumal nach Piłsudskis Tod – die Hitler'schen Methoden auch in der polnischen Gesellschaft populär gemacht hat und der das moralische Antlitz des polnischen Volkes bis heute zu einer antisemitischen Grimasse verzerrt. Das dritte Verbrechen war die Außenpolitik, der fehlende Wille zur Verteidigung der europäischen Demokratie, der 1938 in einem schändlichen Verrat zum Ausdruck kam: Polen half Deutschland bei der Aufteilung der Tschechoslowakei und knüpfte damit selbst die Schlinge, die sich später auch um seinen Hals legte. Hitler bediente sich Polens, um die Tschechoslowakei zu vernichten, und ein Jahr später bediente er sich Russlands, um Polen zu vernichten. Die Methode war dieselbe – hier wie dort verließ er sich auf die blinde Gier und den hemmungslosen Zynismus seiner Partner.

Unser Auto trug uns fort aus Łódź. Zu beiden Seiten der Chaussee

lagen Wälder, Felder und Wiesen in der Sommersonne, lag wie eine lebendige Zielscheibe, den Mördern preisgegeben, das polnische Land. Auf den ganzen einhundertdreißig Kilometern bis Warschau begleiteten uns deutsche Flugzeuge; für die Bombermannschaften war der Rundflug über Polen ein ungefährlicher, fröhlicher Sport. Die Kleinstädte, die wir mit gedrosselter Geschwindigkeit durchquerten, quollen über von Menschen und dicht gedrängten Fuhrwerken; wir konnten zusehen, wie die Panik sich ausbreitete. Am späten Abend begann der Massenexodus aus Łódź – Zehntausende verließen die dem Untergang geweihte Stadt. Wir waren dieser Welle um fünfzehn Stunden zuvorgekommen.

An diesem Tag, während ich mich für immer von der friedlichen polnischen Landschaft verabschiedete, dachte ich nach über das Land, das laut Piłsudski »zur Größe verurteilt« war, aber nicht groß zu sein vermochte. Chopin und Piłsudski stehen für zwei Pole des polnischen Geistes: Chopins Musik fehlt es an Härte und männlicher Kraft, während Piłsudskis Taten zwar heroisch sind, aber ohne wahre Tiefe und Weitsicht. Zwischen diesen beiden Extremen gab es keine Mitte, es mangelte an politischem Taktgefühl und an der Fähigkeit, etwas Neues zu schaffen, ohne dabei vor Stolz den Kopf zu verlieren. Chopin wie Piłsudski hatten keine Nachfolger. Zwar ist Polen kein »Europa zweiter Klasse«, wie irgendein Dummkopf einmal behauptet hat. Polen ist wirklich Europa, Mickiewicz und Słowacki, Prus und Żeromski sind Europäer ersten Ranges. Aber Polen gehörte nie zur Avantgarde Europas, sondern immer zur Nachhut – ein Grenzland, mit allen damit verbundenen Nachteilen und Gefahren ... Wie lieb waren mir an jenem Abschiedstag die polnischen Höfe, die Flechtzäune in den Dörfern, die spitzen Kirchtürme – ich wünschte dem Land, dass es erneuert und frei aus dieser Prüfung hervorgehen möge, als echter Teil des großen demokratischen Aufbruchs in Europa, an den ich glaubte. Der Gedanke, dass Hitler und Stalin als Sieger aus diesem Krieg hervorgehen könnten, kam mir gar nicht in den Sinn.

Warschau zwischen zwei Fliegerangriffen war ein brodelnder Kessel. Der Sachsenplatz stand voller auswärtiger Autos. Das Hotel *Europejski* war ausgebucht. Es gab kein Benzin, und wir verloren zwei Tage mit der Suche nach Treibstoff. Am fünften Kriegstag fuhren die Eisenbahnen schon nur noch nachts, und einen Platz in einem Zug zu ergattern war eine Glücksfrage. Ich übernachtete am Stadtrand. In der Nacht holte ein

Alarm die Stadtbewohner aus den Betten: »Durchbruch der Deutschen – alle Mann zum Schützengräben-Anlegen!« Die Wohnung, in der ich schlief, war im Nu verlassen. Auch ich stand auf, um nicht allein in einem fremden Haus zu bleiben. Um zwei Uhr nachts kam ich auf dem inzwischen wieder leeren Sachsenplatz an. In der Lobby des *Europejski* empfing mich ein gähnender Portier. »Es ist keiner mehr da, die Juden sind alle weggelaufen!«, sagte er und sah mich eindringlich an, scheinbar erstaunt, dass ich immer noch da war. Ich fragte nach meinen Begleitern. »Abgereist«, sagte der Portier gleichgültig. Ich konnte nichts tun, also nahm ich ein Zimmer und legte mich schlafen – am nächsten Morgen wollte ich einen Rucksack kaufen und zu Fuß über die Weichsel gehen.

Doch der Nachtportier hatte sich geirrt: Früh am Morgen waren die ersten, die ich in der Hotellobby sah, meine Łódzer. Am 7. September um 11 Uhr morgens verließen wir Warschau. Die ersten Kilometer bis Mińsk-Mazowiecki fuhren wir Schritttempo im dichten Gedränge. Auf der Chaussee ballte sich ein unvorstellbares Durcheinander, Fußgänger, Reiter und Kinderwagen verloren sich zwischen Pritschenwagen und Lastern, Busse drängten sich zwischen Leiterwagen und Kutschen, Planwagen zwischen PKW und mit ärmlichen Habseligkeiten beladenen Handkarren. Frauen führten Kinder an der Hand, junge Männer trugen Taschen und Säcke auf dem Rücken. Wir waren in die Mitte der Fahrbahn geraten und kamen jetzt nicht mehr heraus, also bewegten wir uns langsam im allgemeinen Strom. Plötzlich tauchten deutsche Tiefflieger auf (polnische Flugzeuge sahen wir erst an der rumänischen Grenze). Die Menge stob auseinander. Auch wir ließen unseren Buick stehen und legten uns unter eine Hecke im Kartoffelfeld. Doch an diesem Tag wurden die Flüchtlingstrecks noch nicht bombardiert. Am nächsten Tag auf dem Weg nach Lublin dagegen spielten sich schreckliche Szenen ab, die Straße war meterweit mit Blut überschwemmt ... Langsam arbeiteten wir uns aus dem Stau heraus, und ab Mińsk-Mazowiecki (30 Kilometer hinter Warschau) war die Straße wieder frei. Aus der Zone der Bombardements waren wir noch nicht heraus. Alle Städte auf unserem Weg waren übersät mit Bomben. Die Deutschen waren überall gleichzeitig. Wir fuhren durch das brennende Siedlec, die Straßen waren erfüllt von Geheul, ein Polizist schlug mit dem Gummiknüppel auf eine Frau ein, die verzweifelt versuchte, sich loszureißen. Wir rasten durch Dörfer, in denen die

Hütten brannten. Ständig begleitete uns das Brummen am Himmel. Vor Międzyrzec machten wir halt und warteten, bis der Angriff vorüber war. Die ganze Zeit war uns, als müssten wir nur einmal einen großen Satz vorwärts machen, und schon hätten wir den Krieg hinter uns gelassen und wären nur noch von der Sommerhitze und der unerschütterlichen Stille der Landstraße umgeben, auf der ein Fuhrwerk mit einem bärtigen schlafenden Juden entlangzuckelte.

Endlich fuhren wir in Brest ein und blieben auf dem Jagiellonen-Platz stehen. Ich stieg aus, um mir die Beine zu vertreten, und sofort kam lächelnd und mit ausgestreckter Hand ein Mann auf mich zu: »Erkennen Sie mich nicht?« Es war ein Anwalt, den ich sieben Jahre zuvor in einer anderen Stadt kennengelernt hatte. »Sie können bei mir übernachten, ich wohne hier.«

Als er von den Ereignissen in Warschau und von der Flüchtlingswelle hörte, die wir überholt hatten, lief unser Gastgeber einen Wagen und ein Pferd kaufen, um reisefertig zu sein. Die Panik, vor der wir flohen, brachten wir selbst nach Brest ... Am nächsten Morgen brachen wir nach Wolhynien auf.

Die Front folgte uns, aber hier, 200 Kilometer hinter Warschau, wusste niemand, wie die Lage wirklich war. Die Polen setzten ihre Hoffnungen auf irgendeine wundersame Hilfe des Westens, auf die englische Luftwaffe, auf einen französischen Durchbruch der Siegfried-Linie, auf eine Intervention der Roten Armee. Die Offiziere belogen die Soldaten, die Lokalblätter berichteten in riesigen Überschriften vom Durchbruch der polnischen Kavallerie nach Ostpreußen, von Bomben auf Berlin und einer französischen Invasion im Saarland.

In Kowel empfing uns gemütliche jüdische Provinz, verwilderte Gärten und Holzveranden, geräumige Höfe und ein Gasthaus, das überquoll vor berühmten Gästen aus Warschau. Barfußige Kinder, den Finger im Mund, bestaunten die ungewöhnlichen Neuankömmlinge, die vor der Schenke saßen: Damen in eleganten Reisekostümen, dicke Łódźer Fabrikanten und der Warschauer Vizebürgermeister höchstpersönlich. Am Ende der Straße lag ein Kibbuz, in dem die jüdische Jugend sich auf ihr zukünftiges Leben in Palästina vorbereitete. An den Wänden hingen Porträts, auf den Tischen lagen überflüssig gewordene Broschüren herum. Alles kam zu spät. »Lauft weg«, hätte ich ihnen am liebsten gesagt, »verlasst euch nicht mehr auf die Älteren. Von ihnen braucht ihr nichts zu

erwarten, sie wissen nichts und haben nichts mehr zu sagen.« Aber zum Reden war es schon zu spät.

In der Nacht fuhren wir durch Luck, in einer langen Schlange von Autos mit ausgeschalteten Scheinwerfern.

Die nächste Etappe war Równo. Die Stadt war voller Flüchtlinge aus Krakau und Lwów und voll evakuierter Beamter. Die Minister der in alle Richtungen zerstreuten Regierung, die in Równo Station machten, erzählten großartige Geschichten von der Faust, die angeblich zum Gegen Schlag gegen die Deutschen ausholte, und verschwanden diskret Richtung rumänische Grenze. Auf den Straßen standen zurückgelassene Autos, die wegen des fehlenden Benzins zu nichts mehr nütze waren. Teure Autos wurden mit Freuden gegen Pferdekarren getauscht. Wir hatten noch Benzin, aber wir mussten unser Auto verstecken, damit die Behörden es nicht beschlagnahmten. Die Geschäfte und kleinen Läden waren geschlossen oder leer; dem politischen Zusammenbruch folgte der des Alltagslebens auf dem Fuß: Es gab keine Lebensmittel mehr, keine Waren, und niemand wusste, was morgen sein würde. In Tarnopol verblüffte uns die vollkommene Ruhe, die die galizischen Juden mit ihren langen Schläfenlocken und schwarzen Kaftanen an den Tag legten. Was um sie herum geschah, schien sie kaum zu berühren. Sie vertrauten auf Gott und hatten ein für allemal entschieden, die Ereignisse nicht vorwegzunehmen, sondern einfach abzuwarten, bis sie wieder Handel treiben könnten.

Auf einer schmalen Straße in Tarnopol hörte ich blutjunge polnische Krankenschwestern in Khakiuniformen und Gasmasken giftige Hassreden gegen die Juden schwingen ... sie konnten es nicht mehr erwarten. Das waren die Schwestern oder Mütter jener sechsjährigen Kinder, die sich später auf jüdische alte Männer und Frauen stürzten und ihnen mit ihren kleinen Händchen die Haare ausrissen. In der Tarnopoler Menge zeigten sich in Erwartung der neuen Machthaber bereits die ersten Symptome von Demoralisierung. Außerdem gab es hier auch noch eine besondere Sorte von Flüchtlingen: polnische Familien, die aus Angst vor ukrainischen Racheakten vom Land in die Stadt geflohen waren.

Am 15. September erreichten wir Czortków. Um in das malerische Städtchen zu gelangen, dessen schöne, bergige Lage an italienische Landschaften erinnerte, mussten wir erst die Militärposten umgehen. Die Einfahrt nach Czortków war verboten, deshalb stiegen wir einen halben